

den Kapitän, dass sie nicht die weitere und stürmischere Route um die Orkney Inseln genommen hatten. Aber gut, sagte er sich schließlich, es war auch nicht vorhersehbar gewesen, dass die französische Fregatte ihre Neutralität missachten würde.

Natürlich lag England im Krieg mit Frankreich, seit Jahren schon. Nicht nur England, auch Österreich, Preußen, Russland und die italienischen Staaten fochten gegen die Franzosen. Koalitionen hatten sich gebildet nach der Revolution und der Ermordung König Ludwigs, Koalitionen zur Verteidigung der Monarchie.

Der Krieg hatte mit Erfolgen der Alliierten begonnen, und von Marburg, Monarchist durch und durch, war zufrieden gewesen. Es hatte den Anschein gehabt, dass die gottgewollte Ständeordnung wiederhergestellt und der chaotischen Herrschaft des gemeinen Volkes ein Ende gemacht werden würde. Dann aber war die Revolutionsarmee zur Gegenoffensive übergegangen, hatte die Niederlande, die Schweiz, die norditalienischen Staaten besetzt, sie hatte unter der Führung eines gewissen General Bonaparte die Österreicher weit zurückgedrängt und war sogar in Ägypten einmarschiert. Letzteres zum großen Verdruss der Briten. Wieder hatten die Zeitungsblätter von Erfolgen berichtet, und wieder war der Name Bonaparte gefallen. *Politik*, hatte Marburg gedacht. Das ging ihn nichts an, noch dazu so weit von allen deutschen Landen entfernt. Und doch hatte er plötzlich am eigenen Leibe die Macht der französischen Revolution zu spüren bekommen.

Die »Friederike« war nach Le Havre verbracht worden, wo sie unter Aufsicht mehrerer französischer Fregatten und sogar eines Linienschiffes am Binnenkai festmachen musste. Zunächst hatten der Hafenskapitän und ein ebenso schmiegiger wie arroganter Vertreter des neuen Nationalkonvents den von Marburgs freigestellt, das Land zu verlassen, freilich ohne ihr Schiff. Von Marburg hatte sich geweigert und alles

versucht, den Irrtum, wie er es diplomatisch nannte, aufzuklären. Ohne jeden Erfolg. Als die Situation an Bord unerträglich und kaum noch finanzierbar wurde, war von Marburg erneut zum Bürgermeister gegangen. Er wollte sein Schiff auslösen, was freilich nur mit einem Wechsel zu bewerkstelligen war. Der Bürgermeister verwies ihn auf den Commissaire des Nationalkonvents, und dieser lehnte von Marburgs Ansinnen rundheraus ab. Als er eine schriftliche Begründung forderte und damit drohte, sich in Paris beim Nationalkonvent persönlich zu beschweren, hatte der Commissaire ihm mit einer Anklage wegen Kollaboration mit dem Feind gedroht und ihn aufgefordert, den Gasthof nicht mehr zu verlassen.

Als der Freiherr eine offizielle Anklageschrift und eine Zwangsentsegnungsurkunde forderte, ahnte er bereits, dass derlei Urkunden nicht im Sinne des Commissaires waren. Er wurde von zwei Soldaten mit rot-weiß-blauer Kokarde am Tschako vor die Tür gesetzt. Der Vertreter des Pariser Nationalkonvents hatte ihn mit süffisantem Grinsen darauf hingewiesen, dass er sich schon sehr bald vor einem Revolutionstribunal zu verantworten haben würde und sich bis dahin zur Verfügung halten solle. Das war nicht viel weniger als eine Verhaftung, die aber zweifellos auch nicht mehr lange auf sich warten lassen würde.

Wenig später in der Achterkajüte der »Friederike« hatte von Marburg die Situation mit seiner Frau und dem Kapitän, der als einziges Besatzungsmitglied an Bord geblieben war, besprochen. Dass die »Friederike« unter Missachtung des geltenden Prisenrechts und außerhalb der Küstengewässer aufgebracht worden war, dass sie unter neutraler Flagge fuhr und die Frachtpapiere als Zielhafen eindeutig Emden auswiesen – zumindest die Papiere, die er vorgezeigt hatte, denn ein Großteil war tatsächlich für E. W. Miller in Southampton bestimmt –, all das zähle in der gegenwärtigen Lage nicht, konstatierte der

Kapitän. Im Gegenteil schien es nicht unmöglich, dass als Folge der Anklage die Guillotine auf Eigner und Kapitän warteten. »Die Guillotine?«, rief von Marburg aus, der seine Bestürzung kaum mehr verbergen konnte. »Diese gottlosen Barbaren!« Kopfschüttelnd trat er hinüber an das Kajütenfenster und sah hinaus. Noch immer lagen drei Fregatten und ein größeres Linienschiff mit mehr als sechzig Kanonen im Vorhafen vor Anker. Selbst wenn seine Mannschaft nicht in alle Winde zerstreut oder an Bord der französischen Kriegsschiffe dort drüben gepresst worden wäre, hätten sie keine Chance gehabt, mit dem Schiff hier herauszukommen ...

Unter diesem Eindruck dauerte es nicht lange, bis von Marburg den Entschluss fasste, noch in derselben Nacht die »Friederike« und Le Havre zu verlassen. Auch wenn dies bedeutete, das Schiff und die Ladung zurückzulassen. Dass jede Art von Urkunde oder Quittung seitens der Franzosen ohnehin nichts wert wäre, machte ihm sein Kapitän noch am selben Abend klar. Er verglich dieses Papier mit den von der Revolutionsregierung herausgegebenen Assignaten, eine Art Papiergeld, das kaum einen Tag seinen Wert behielt, da es nicht eingelöst wurde.

Sie machten einen Bogen um Abbeville und die dort vermuteten Briganten, Gesetzlose, die eigentlich hier im Norden nur selten vorkamen. Es war warm geworden. Die Sonne brannte schon den ganzen Tag, hatte den Fond der Kutsche in einen Backofen und die Straße in eine Staubpiste verwandelt. Staub, der sich im Verlauf ihrer Reise auf alles und jeden legte, von den viel zu warmen Chemisenkleidern Henriette von Marburgs und ihrer Reisegefährtin Besitz ergriff, sich gierig auf den Musselin legte, auf das rosa Brustband oder die floralen Stickereien, auf die sie so stolz gewesen war, und sogar auf ihre Kapotte mit der modisch hohen Krempe und Schleife. Beide Schläge der Mietkutsche, die sie für einen horrenden Preis von Le Havre nach Oldenburg bringen sollte, besaßen Fenster zum

Öffnen, ein Hauch von Luxus, ohne den es in der kleinen Fahrgastkabine nicht auszuhalten gewesen wäre. Auch so war es heiß und stickig, und der Wunsch nach dem bisschen Fahrtwind, der hereinkam, verbot es, die Fenster zu schließen, doch wann immer ihnen ein Gespann oder ein Reiter entgegenkam, fuhren sie durch den aufgewirbelten Dreck der Straße.

Carl Ludwig Freiherr von Marburg saß neben seiner Frau, die Hände auf den Gehstock gestützt, der Oberkörper bewegte sich ein wenig im schaukelnden Takt der Kutsche. Er machte sich Vorwürfe, seine Frau in diese Lage gebracht zu haben. Freilich, sie hatte darauf bestanden, ihn zu begleiten, der üblichen Einsamkeit während seiner Geschäftsreisen überdrüssig. Und er hatte ihre Nähe genossen. Aber jetzt? Von Marburg tupfte sich von Zeit zu Zeit mit dem Taschentuch die Stirn, und immer wieder trat ihm der Schweiß unter der sorgfältig gepuderten Perücke hervor. Auch das gerüschte Halstuch und die helle Weste wiesen bald deutliche Spuren der langen Fahrt auf, und doch gestattete er es sich nicht, den Dreispitz oder seinen braunen Gehrock abzulegen.

Für einen Moment ruhte sein Blick nachdenklich auf ihrer Reisebekanntschaft, die gnädig den Schlaf gefunden hatte. Sie würden die Frau weiterhin beherbergen müssen. Das gebot seine Ehre, denn ihr Hab und Gut hatte sie in der französischen Hafenstadt zurücklassen müssen. Ein sonderbarer Umstand, der sie zu Schicksalsgefährten machte. Von Marburg vermutete, dass ihre Begleitung eine Königstreue war, vielleicht sogar adelig. Doch sie war verschlossen, und weder er noch seine Frau Henriette hatten insistiert.

In Gedanken war er ohnehin immer wieder bei seiner »Friederike«; eine stattliche Brigg, ein rahgetakelter Zweimaster, ein Frachtsegler, der nahezu Marburgs gesamtes Kapital verschlungen hatte und seine Lebensgrundlage war. Diese Grundlage hatten ihm nun die Franzosen genommen, und ob

eine Versicherung ihm den Schaden unter diesen Umständen ersetzen würde, stand in den Sternen. Oder in den Büchern seines Kontorgehilfen Anton Dählheim.

Für einen Augenblick gingen seine Gedanken zurück zum Tag der Schiffstaufe. »Friederike« hatte er das Schiff genannt, »Friederike«, nach der viel zu früh verstorbenen Gattin des Oldenburger Regenten. Unwillkürlich beugte er sich vor und ergriff mit einem Lächeln die Hand seiner Frau. *Sie* hatten sich immerhin noch. Auch Henriette lächelte ihren Mann an. Sie war ein pragmatischer Mensch, sonst hätte sie den Schritt in das kaufmännische Bürgerleben mit ihm nicht gewagt. Doch sie ahnte, dass einschneidende Veränderungen in ihrem Leben anstanden.

Nach zwei Tagen erreichten sie das Fürstbistum Münster. Als sie die Ems überquert hatten und die Kutsche langsam von der Fähre rumpelte, da murmelte selbst Hansen, der seit Jahren keinen Gottesdienst auf dem Schiff abgehalten hatte, ein Dankesgebet. Auch von Marburg bekreuzigte sich. Ob sie den Franzosen entkommen waren oder ob der Commissaire es darauf angelegt hatte, dass sie flohen, konnte er nicht sagen. So ganz ohne Weiteres würde von Marburg die Jakobiner aber nicht davonkommen lassen. Denn sobald sie Oldenburg erreicht hatten, würde er um Intervention des Regenten ersuchen. Und ja, er versprach sich durchaus etwas davon. Peter Friedrich Ludwig, der Regierungsadministrator des Herzogtums, mochte sich aus familiären Gründen weigern, den Titel eines Herzogs anzunehmen. Doch er war eng verwandt mit der russischen Zarenfamilie, und das, so glaubte von Marburg, musste doch auch bei den Franzosen Gewicht haben.

Nach vier Tagen energievererender Fahrt in der Kutsche bei hochsommerlichen Temperaturen schien es den Reisenden, als